Nr. 322. XXI. Jahrgang. Donnerstag, 27. November 1913.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 13 607, Expedition Nr. 13 638, Verlag Nr. 13 529. Telegr.-Adr.: Neueste Dresden.

Anzeigen: Die einspaltige Nonpareillezeile kostet für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 35 Pf., für das Ausland 40 Pf. Lokalzeile 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile 1.80 Mk., mit Platzvorschrift 2 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresaufträgen Rabatt nach Tarif. Offertengebühr 20 Pf. Anzeigen von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe und Abholung von Anzeigen ist unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Auslande nehmen Anzeigen zu Originalpreisen und -rabatten an.

Bezugspreis: Im Dresdner Bestellbezirk monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1.80 Mk. frei Haus, durch unsre weiteren Ausgabestellen monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 Mk. frei Haus. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" oder „Dresdner Elegante Blätter" je 15 Pf. monatlich mehr.
Bestellung in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 90 Pf., vierteljährl. 2.70 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 75 „ „ „ 2.25 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.70 Kr., vierteljährl. 5.10 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1.53 „ „ „ 4.57 „
Nach dem Auslande in Kreuzb. wöchentlich 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 20 Seiten. Roman siehe Seiten 17 und 18. Dresdner Sportzeitung Seite 15. Deutscher Reichstag Seite 7. Sächsischer Landtag und Vermischtes Seite 11.

Die sozialpolitische Zukunftsfrage.

Wenn die deutsche Unternehmerschaft sich jetzt im voraus gegen etwaige neue sozialpolitische Belastungen sträubt, so ist das verständlich angesichts der großen Mehrausgaben, die Reichsversicherungsordnung und Angestelltenversicherung ihnen gebracht haben. Die dem Reichstag vorliegenden sozialpolitischen Angestelltengesetze über Sonntagsruhe, Konkurrenzklausel und Erfinderrecht werden ihnen aber gar keine allgemeinen pekuniären Mehrausgaben bringen. Die erweiterte Sonntagsruhe wird die Kundschaft schwerlich veranlassen, deshalb weniger einzukaufen, sondern nur die bevorzugten Einkaufszeiten etwas zu verschieben. Die beiden andern Gesetze legen aber den Unternehmern nur in einzelnen Fällen Geldaufwendungen auf als Entgelt für besondere Vorteile oder die Vermeidung irgendwelcher Schädigung, während es für die Angestellten bei allen drei Gesetzen überhaupt mehr auf die ideelle Seite ankommt, als auf die daraus geltbar zu machenden pekuniären Ansprüche.

Jedenfalls zeigen diese Gesetzentwürfe für die Angestellten, auch in bezug auf die Arbeitergesetzgebung, an, in welcher Richtung sie weiterzuschreiten haben wird, daß sie sehr wohl auch in nächster Zeit einen Ausbau erfordern kann, ohne daß auf die neuen Unternehmerlasten weitere pekuniäre Aufwendungen von erheblicher Tragweite gehäuft zu werden brauchen. Nur in einem Punkte wird hier die Reichsversicherungsordnung auch noch in ihren nun einmal unerläßlichen Nebenkonsequenzen unbedingt erhöhte Kosten verursachen, die allerdings die Arbeiter noch stärker treffen, in ihrem Gesamtumfang aber nicht sehr ins Gewicht fallen werden, nämlich eine Erhöhung der Krankenkassenbeiträge, eine angemessene Erhöhung der vielfach unzulänglichen Arztehonorare als natürliches Ergebnis einer schiedlichen Verständigung. Als letzte Erweiterung der Versicherungsordnung käme dann die Heraufsetzung der Altersversicherungsgrenze von 70 auf 65 Jahre in Betracht, die in den Verhandlungen 1911 nicht durchgesetzt wurde, aber zweifellos erreicht werden muß. Der dafür nötige Reichszuschuß wird auf 14 Millionen geschätzt, eine Ziffer, die zeigt, daß diese Mehrbelastung gleichfalls keinen zu großen Umfang haben würde, zumal dieser Versicherungsart das Kapitaldeckungsverfahren zugrunde gelegt ist, also bei dem wachsenden Vermögen der Versicherungsanstalten und der nach einigen Jahrzehnten fast gleichbleibenden Zahl der zu Versorgenden für später einmal an sich mit sinkenden Beiträgen gerechnet werden kann.

Ein sozialpolitisches Gebiet andrer Art aber, das nach einigen schwachen Ansätzen brach gelegen hat, wird, wenn damit das Versicherungswesen auf lange hinaus zu einem Abschluß gelangt ist, in Angriff genommen werden müssen, von dem für Arbeiter wie für Unternehmer wertvolle Früchte zu erwarten sind. Es ist ein Verdienst der Gesellschaft für soziale Reform, daß sie auf ihrer jüngsten Tagung dieses neue sozialpolitische Programm vorgezeichnet zu haben. Diese Gesellschaft ist es ja in Verbindung mit dem Schmollerschen Verein für Sozialpolitik gewesen, die sich als Bahnbrecherin auf diesem Gebiet als das soziale Gewissen der wirtschaftlich unabhängigen, unparteilichen Gebildeten erwiesen hat. Ihre Erfolge, namentlich in bezug auf den gesetzlichen Arbeiterschutz, haben gezeigt, wie unbegründet der Vorwurf der Gegner war, sie verstünden sich nur auf theoretische Schönrederei, und ihre letzte Versammlung hat besonders erwiesen, daß sie es nicht bloß darauf abgesehen haben, die Taschen der Unternehmer ihren programmatischen Forderungen dienstbar zu machen. Beiden sozialen Parteien sollen vielmehr in gleicher Weise die von ihnen aufgestellten Ziele dienen.

Bei einem Einblick in die soeben herausgekommene Nr. 11 des „Reichsarbeitsblattes" ersehen wir, daß im dritten Vierteljahr 1913 durch Streiks und Aussperrungen nicht weniger als 198 000 Arbeitskräfte zeitweise lahmgelegt wurden. Nun könnte man ja sagen, daß diese Lahmlegung für die wirtschaftlichen Krisen eine Art Fallschirm darstellt, insofern sie die Ueberproduktion verlangsamt. Aber neben den materiellen Verlusten für beide Teile wurden durch diese Arbeitskämpfe die sozialen Gegensätze bei den Parteien immer wieder scharf zum Bewußtsein gebracht. Die nun einmal dabei kaum zu vermeidende Wahllosigkeit der Kampfmittel auf beiden Seiten läßt nach gesetzgeberischen Maßnahmen rufen, deren einseitige Formulierung oder befürchtete Parteilichkeit den Riß nur noch zu vergrößern vermögen. Darum erscheint es viel wichtiger als repressive Vorschläge und als die sozialpolitische Forderung des Tages, das Uebel an der Wurzel zu fassen, die sozialen Arbeitskonflikte auf ein nie ganz ausschaltbares Minimum herabzudrücken durch Mittel zur Einigung. Bei den Männern der sozialen Reform, die Unternehmer und Vertreter der verschiedenen, untereinander selbst verfeindeten Gewerkschaften beherbergen durften, hat man gewissenhaft und gründlich diese Mittel erörtert. Man hat verlangt, daß die Tarifverträge durch gesetzliche Förderung und Sicherstellung endlich zu einer normalen Wirtschaftseinrichtung gemacht werden sollen, und vor allem, daß das gewerbliche Einigungswesen ausgebaut werde. Bei der bereits erwähnten Statistik des „Reichsarbeitsblattes" finden wir, daß von den insgesamt 557 Streiks und den 84 Aussperrungen, die im dritten Vierteljahr 1913 beendet wurden, 256 bzw. 23 einen teilweisen Erfolg hatten, daß also im harten Kampf schließlich doch sehr häufig ein Mittelweg gefunden wurde. Der Kampf selbst hat aber durch seine hohen Kriegskosten, wie gleichfalls statistisch festgestellt ist, die erzielten Erfolge der Arbeiter für eine nicht unbeträchtliche Zeit von vornherein aufgezehrt.

Warum soll der Mittelweg nicht durchweg durch die unparteiischen Instanzen der Gewerbegerichte, auf die als Höchstinstanz und bei Streiks größeren Umfanges nach den Vorschlägen des Frhrn. v. Berlepsch ein Reichseinigungsamt sich aufbauen soll, also auf friedliche Weise betreten werden, während dies bisher nur in einzelnen seltenen Fällen geschieht? Selbst wenn nach gesetzlicher Einführung des Verhandlungszwanges der Einigungsversuch und auch der nicht obligatorische Schiedsspruch zunächst nicht immer von den Parteien angenommen wird, so wird dadurch die öffentliche Meinung, die bisher zwischen den gegnerischen Stimmen ziemlich willkürlich hin- und hergeschüttelt wird, die rechte Orientierung erhalten und damit ein scharfer Druck auf die Unvernünftigen zur Nachgiebigkeit entstehen. Allmählich wird dann der Segen friedlicher Einigung durch die Gewöhnung daran und die damit herbeigeführte Erziehung zu einer verfeinerten und friedlicheren sozialen Gesinnung sich in immer besseren Erfolgen offenbaren können. Dann wird auch, wenn die Arbeitervereinigungen als rechtliche Prozeßparteien und als Bürgen friedlicher Verständigung, nicht als Kampfparteien auftreten, das allgemeine Vertrauen in ihre Existenzberechtigung wachsen und die Zeit gekommen sein, wo man ihnen in weitestem Umfange mit öffentlichen Mitteln für ihre Arbeitslosenfürsorge zu Hilfe kommen kann. Es wird das dann auch um so eher möglich sein, je mehr die Verminderung der Streikkosten sie in den Stand setzt, anstatt der Streikkassen ihre Wohlfahrtseinrichtungen für ihre Mitglieder auszubauen. So kann man denn nur wünschen, daß diese Anregungen der Gesellschaft für soziale Reform diesmal nicht ungehört verhallen, sondern bei den gesetzgebenden Körperschaften Anklang finden werden.

Mißklänge von Seine und Themse.

Die anfänglich beinahe enthusiastisch zustimmenden Bemerkungen über die deutsch-französischen Verhandlungen wegen Kleinasiens sind in der Pariser Presse plötzlich verstummt, und statt dessen werden ihre Aussichten in einem recht ungünstigen Lichte dargestellt. Es spricht daraus zweifellos die nervöse Eifersucht auf die günstige Stellung, die der deutsche Einfluß am Goldenen Horn behauptet hat, und der Aerger, daß alle Versuche, Deutschland dort militärisch herabzusetzen, keinen Erfolg gehabt haben. Wir erhalten folgende eigene Drahtnachrichten unsrer Korrespondenten:

Paris, 26. November. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Der Widerspruch gegen die Machtbefugnisse der deutschen Militärmission in der Türkei wird immer lauter. Man unterschiebt der deutschen Regierung eine Reihe sehr merkwürdiger Absichten, so u. a., die deutsche Regierung beabsichtige, die ganze türkische Wehrmacht unter ihren Einfluß zu bringen, nicht nur in bezug auf die Rekrutierung, sondern auch auf die Ernennung der Offiziere des Generalstabs. Infolgedessen könnte die deutsche Regierung am Ende über die Sicherheit Konstantinopels verfügen. Ferner wolle man gewissen Vorrechten der Großmächte Abbruch tun und aus Konstantinopel eine Zone vorherrschenden deutschen Einflusses machen. Schließlich beabsichtige man, in der Frage der Schließung der Dardanellen ein entscheidendes Wort zu sprechen. Aus allen diesen Gründen warnt man die Pforte vor der Ernennung eines deutschen Generals für ein in Konstantinopel garnisonierendes Armeekorps; besonders weist man darauf hin, welche Gefahren daraus entstehen könnten, wenn ein fremdländischer Oberbefehlshaber in einem kritischen Augenblick über die Truppen zu bestimmen hätte. Die französische Verstimmung über die deutsche Militärmission findet auch in den Mitteilungen über den

Stand der deutsch-französischen Verhandlungen

ihren Ausdruck. Die ersten Besprechungen, die zwischen den deutschen und französischen Bankvertretern erfolgt sind, waren ziemlich günstig, und es zeigte sich, wie man hier versichert, auf französischer Seite ein sehr entgegenkommender Geist. Es gelang aber den Fachleuten nicht, die schwebenden Fragen zu erledigen und den Diplomaten das Feld freizugeben, denn die deutschen Vertreter schraubten in den letzten zwei Sitzungen ihre Ansprüche so hoch, daß von den französischen Eisenbahnkonzessionen ein bedeutendes Stück abgeschnitten wird in bezug auf die Länge der Strecke sowie die Bürgschaften und Zollgebühren. Man erklärt, daß die deutsche Regierung hier die Hand im Spiele habe und in letzter Stunde neuerdings der Verständigung ein Hindernis in den Weg stellte. Infolgedessen hat sich der französische Botschafter in Berlin gestern an Unterstaatssekretär Zimmermann gewendet. Nach hier einlaufenden Nachrichten scheint aber das Gespräch zwischen den beiden Diplomaten

kein zufriedenstellendes Ergebnis

gehabt zu haben. In der hiesigen amtlichen Presse wird versichert, daß Frankreich, ebenso wie England, sehr interessiert daran ist, die Liquidierung der finanziellen Fragen in Kleinasien rasch durchzuführen. Man möge also versichert sein, daß in Frankreich nicht das geringste feindselige Gefühl vorhanden sei. Man wünscht jedoch, daß den französischen wirtschaftlichen und moralischen Interessen im Orient volle Rechnung getragen werde und gibt schließlich der Hoffnung Ausdruck, daß das deutsch-französische Abkommen bis zum 15. Dezember vollzogen sein werde.

Proteste bei der Pforte.

Konstantinopel, 26. November. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Mehrere Großmächte haben die Pforte darauf aufmerksam gemacht, daß die Ernennung des deutschen Generals Sanders zum Befehlshaber eines Armeekorps in Konstantinopel Unannehmlichkeiten schaffen könnte, da Konstantinopel der Sitz der auswärtigen Botschaften sei. Man möge für den deutschen General lieber das Armeekorps in Adrianopel bestimmen.

Von deutscher offiziöser Seite werden indes die französischen Behauptungen entschieden bestritten, daß der russische Ministerpräsident in Berlin sogar beim Kaiser gegen die Unterbringung der deutschen Mission in Konstantinopel und die Kommandogewalt ihres Leiters protestiert habe. Immerhin wird zugegeben, daß er die Angelegenheit zur Sprache gebracht hätte, und daß die Erörterung darüber noch nicht abgeschlossen sei, sowie daß auch Adrianopel als Standort in Betracht kommen könne; indes spräche die technische Zweckmäßigkeit für Konstantinopel.

Der Optimismus des Reichskanzlers.

Ueber die gestrige Sitzung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten erfährt die „T. R.", daß der Reichskanzler in seinem Vortrage über die auswärtige Lage alle aktuellen Fragen der auswärtigen Politik berührte

Lucca und Pistoja.

Von Karl Eugen Schmidt.

Florenz, im November.

Es verdroß mich, nun doch mit der Bahn in einem Rausch von einer großen Stadt zur andern zu müssen, und so schloß ich das Uebereinkommen mit mir und dem Regenwetter, außer in Nervi und in Rapallo auch noch in Pisa, Lucca und Pistoja kurzen Aufenthalt zu machen, ehe ich Florenz erreichte. Alle diese Städte habe ich früher schon besucht, Pisa, das sehr bequem liegt, um die lange Fahrt von Genua nach Rom zu unterbrechen, schon vier- oder fünfmal. In Lucca und in Pistoja bin ich vor zwanzig Jahren einmal gewesen, und mit einigem mußte ich bemerken, wie wenig in meinem Gedächtnis haften geblieben war. Von Lucca wußte ich im Grunde nichts mehr, als daß man da auf den in schöne Anlagen verwandelten Wällen rund um die Stadt spazieren kann und dabei sowohl in die Gassen und Hinterhöfe, als auch auf die Felder und Gärten der umgebenden Ebene und auf die in geringer Entfernung ansteigenden anmutigen Hügel schöne Ein- und Ausblicke hat.

Diesen Spaziergang habe ich denn auch jetzt wiederholt, obgleich das abscheuliche Regenwetter mich immer noch nicht freigeben wollte. Aber man müßte ein Mensch sein von der Gemütsart des Onkels Toby Shandy, jenes pensionierten Soldaten, der die Pläne aller Festungen besaß und ihre Belagerungen en miniature nachmachte, um einem solchen Rundgang die ganze Würze zu entnehmen. Als Laie kann man sich nur an den schönen Ausblicken und an den Bäumen freuen, die ausnahmsweise hier wachsen dürfen, wie ihre Natur sie treibt. Sonst nämlich haben die Italiener ein unheimliches Vergnügen daran, die armen Bäume zu kappen, zu verstümmeln und zu köpfen. Daß sie das mit den Weiden, Pappeln, Maulbeerbäumen und Ahornen tun, welche den Rebengewinden zur Stütze dienen, ist selbstverständlich, weil dem Gedeihen der Weinreben, auf die es allein ankommt, förderlich, oder auch zur Gewinnung der Maulbeerblätter oder der Weiden- und Pappelruten dienlich. Aber daß sie zum Beispiel die herrlichen Platanen und Ulmen in der grausamsten Art verschneiden, will mir nicht in den Sinn, obschon ich die Ursache ganz gut verstehe. Im französischen wie im italienischen Garten ist der Baum nur ein architektonisches Glied, welches sich den genau festgelegten architektonischen Linien unterordnen muß. So macht man grüne Mauern, Türme, Wände gerade, als ob man sie mit Balken oder Steinen aufgerichtet hätte. Wo es sich um eine Parkanlage handelt, welche weiter nichts ist und sein soll als die Fortsetzung eines Gebäudes, kann man sich damit schließlich abfinden, obgleich mir persönlich derartige Anlagen etwas zuwider sind und mir eine einzige frei und unbehindert gewachsene Linde, Buche oder Eiche sympathischer ist als ein ganzer Park voll solcher Pflanzenarchitektur.

In Italien aber hat man sich so an das Verstümmeln und Beschneiden der Bäume gewöhnt, daß man es auch da anwendet, wo es sich gar nicht um Architektur handelt. Im Mailand ist eine Allee von gewaltigen Platanen, deren Stämme zwischen einem und zwei Meter Durchmesser haben. Die Straßenbahn fährt an diesen Bäumen hin, und aus den Fenstern beobachtet man staunend die kolossalen Stümpfe. Man freut sich im voraus auf den Anblick der mächtigen Bäume, deren jeder mit weitausladenden Aesten und zum Himmel strebenden Wipfeln eine ganze Stadt sein muß, bewohnt von zahllosen Vögeln. Wie grimmig ist die Enttäuschung, wenn man von dem Wagen absteigt und nun an den Stümmen hinaufschaut! Der Stamm ist weiter nichts als ein ungefüger Klotz, der in halber natürlicher Höhe grausam abgesägt ist und dessen Aeste man mit der gleichen Gefühllosigkeit abgeschnitten hat, also daß er weiter nichts als einen Strauß von höchstens armdicken Zweigen treibt. Dabei haben die Bäume keinen andern Zweck, als dem zwischen ihnen hinführenden Wege Schatten zu spenden, und das könnten sie doch mindestens ebensogut, wenn man sie nach Gefallen in die Höhe und nach den Seiten wachsen ließe.

Beim Durchwandern der Gassen von Lucca kam mir doch die Erinnerung an manches hier Gesehene zurück; in einer Kirche erkannte ich einen schönen marmornen San Sebastian wieder, und auch das Grabmal eines Bischofs, ein von nackten kleinen Buben mit Kränzen umgebener Sarkophag, meldete sich als alter Bekannter. Aber im großen und ganzen war doch herzlich wenig im Gedächtnis zurückgeblieben, ohne Zweifel, weil man Italien wie jedes andre Land nicht in vier Monaten besuchen, sondern mehr als ebensoviel Jahre darauf verwenden soll. Das aber liefe darauf hinaus, daß ein jeder sein eigenes Vaterland — und auch das nur oberflächlich — kennen kann, er müßte denn mehr als hundert Jahre alt werden und sonst nich's zu tun haben.

Die Italiener neigen, wie alle Romanen, sehr dazu, der äußeren Form mehr Wert beizulegen als dem inneren Kern. Das fiel mir in Lucca und in Pistoja ein, wie es einem auch in Bologna und in Florenz, in Perugia und Siena einfallen kann. In allen diesen Städten gibt es Kirchen, deren Bauherrn fertig geworden, während die Umkleidung unvollendet geblieben ist. Man baute mit ordinärem Backstein, verkleidete sodann aber die ganze Außen- und Innenseite mit Marmor, der womöglich in der Farbe abwechseln und so durch seine weiße, schwarze, rote, grüne Mosaik ein möglichst reiches Bild geben mußte. Auf einen solchen Schwindel haben sich unsre Vorfahren im Norden niemals eingelassen. In ihren romanischen und gotischen Bauten ist alles solid und gründlich: derselbe Stein, der die Mauern bildet und den Bau trägt, muß auch den Schmuck liefern, und in der guten alten Zeit werden die Rundfiguren und die halberhabenen Ornamenten direkt aus den Bausteinen herausgemeißelt. Gab es keinen natürlichen Stein, so machte man das ganze Werk aus Backstein und verstand es, wie tausend Bauten besonders in Norddeutschland beweisen, auch diesem Material schöne Schmuckformen abzugewinnen. Gemeines Material mit einer dünnen Schale edleren Stoffes zu bedecken und so den Beschauer zu täuschen, haben wir erst viel später gelernt, als es Mode wurde, Möbel aus Fichten- oder Buchenholz mit dünnen Plättchen überleimter Hölzer zu verkleiden. In Italien aber wurden solche Künste beim Kirchenbau schon vor der Renaissance geübt, und eine ganze Anzahl Kirchen stehen als warnende Beispiele da, bei denen die Marmorbekleidung nur bis zu einem geringen Maße vollendet oder überhaupt gar nicht in Angriff genommen wurde, so daß die rohen Backsteinmauern ihre häßliche Blöße zeigen.

Der Schwindel mit der Marmorhülle führte dann gleich noch zu anderm Schwindel. So gut man einer gewöhnlichen Backsteinmauer durch Marmorverkleidung ein kostbares Ansehen geben konnte, so gut ließ sich eine solche Marmorfassade auch — vor gar nichts hinstellen. Man baute einfach eine riesige Stirnseite aus mehrfarbigem Marmor mit schönem Skulpturenschmuck, und dahinter steht dann ein bescheidenes Kirchlein, knapp so breit und nicht halb so hoch wie die Fassade. Solcher Schwindelkirchen gibt es in Lucca und Pistoja mehrere. Die Leute haben immer großartig angefangen und zunächst einmal die gewaltige Fassade gebaut, und wenn nachmals das Geld nicht mehr reichte, haben sie sich mit dem dahinter versteckten, armseligen Kirchlein begnügt.

Das einzige, was von Pistoja in meinem Kopfe hängen geblieben war, hat mich auch diesmal am meisten interessiert: der Fries aus farbiger Majolika am Spital. Ich glaube, unsre Bildhauer sind mit ihren einfarbigen Steinarbeiten ganz auf dem Holzwege, am meisten aber, wo es sich um halb erhabene Skulpturen handelt. Schließlich ist doch die Hauptsache, daß solche plastische Bilder gesehen werden, und nun stellen Sie sich einmal vor ein Gebäude, dessen Gliedefeld mit einfarbigen Marmor- oder Sandsteinfiguren ausgefüllt ist oder an dem sich, zehn oder zwanzig Meter über Ihrem Standpunkt, ein ebensolcher Fries herumzieht. Selbst mit einem Fernrohr kann man gewöhnlich nicht erkennen, was da oben eigentlich vorgeht, und zum Schmucke des Baues gereicht solcher Zierat nur in sehr beschränktem Maße. Wie erfreulich wirkt dagegen diese farbige Majolika! Wie klar und deutlich treten uns die von ihr erzählten Geschichten entgegen! Natürlich kommt es auch auf den Mann an, und nicht jeder Stümper wird gleich eine schöne Arbeit schaffen, nur weil er das rechte Material benutzt; aber wo die Anlagen der Künstler gleich sind, wird der eine mit der farbigen Majolika eine weit besser ihrem Zwecke entsprechende Arbeit liefern als der den einfarbigen Stein benutzende Bildhauer. Uebrigens ist das eine uralte Geschichte: überall, wo es eine echte Volkskunst gab und gibt, von Assyrien, Aegypten und Griechenland bis zu den Herrgottschnitzern von Tirol, hat die Farbe helfen müssen, der Form mehr Leben zu geben, und die edelsten griechischen Skulpturen waren, wie der Fries am Parthenon, farbig, wenn ihre Bestimmung im Schmucke eines Baues lag. Daß übrigens der Künstler dabei eine Hauptsache ist, kann man am Grand Palais in Paris sehen, dessen an der Avenue d'Antin gelegene Fassade einen solchen Fries aus farbiger Faience aufzuweisen hat. Er wirkt gar nicht gut, weil sein Schöpfer — es war, glaube ich, der damals schon über 70 Jahre alte Akademieprofessor Joseph Blanc — sich zu einer solchen Aufgabe schlecht eignete. Der rechte Mann hätte mit diesen Mitteln hier sicherlich etwas Ausgezeichnetes geschaffen — wobei ich zur Entlastung Blancs noch bemerke, daß auch die Architektur dieser Fassade der Aufgabe des plastischen Malers sehr wenig entgegenkam.

Zum Schluß noch eine erfreuliche Nachricht: Ich glaube das Geheimnis entdeckt zu haben, wie man in Italien mit der Eisenbahn fahren und Platz im Zuge finden kann! Vielleicht belächeln Sie meine Entdeckung, damit aber bekunden Sie nur, daß Sie

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19131127/1